

diözese München, befaßte sich ernsthaft mit dem Plan, diese von der Wissenschaft so gewünschte Ausgabe zu besorgen. Einige Aufsätze über Sinn und Anlage seines Werkes erschienen, doch machte der erste Weltkrieg diesem seinem kühnen Streben ein Ende. 1927 kam mit seinem Tode sein wissenschaftliches Material definitiv nach Beuron.

Doch mit diesem Material läßt sich allein keine neue *Vetus Latina* Ausgabe bestreiten. Es brauchte noch zwei Jahrzehnte, um den Gedanken einer Veröffentlichung konkret ins Auge fassen zu können.

Die ganze Arbeit ist so schwierig und mühsam, daß nur wenige mit dieser Materie operieren können; allein schon die Zusammenfassung aller VL-Manuskripte und VL-Texte bereitet dem jetzigen Herausgeber, P. Dr. Bonifatius Fischer, genug Schwierigkeiten. Jede Zitation von Seiten der Kirchenschriftsteller ist genauestens angegeben, und jedes erfaßbare Manuskript ausgewertet. Da es heute noch nicht einmal ein Verzeichnis aller VL-Manuskripte gibt, ist leicht verständlich, daß einem diese oder jene Zitation entgehen kann.

Wenn heute dennoch an die Veröffentlichung des sich in Beuron befindlichen VL-Materials gegangen werden kann, so ist dies allein das Werk von P. Dold und P. Fischer. Bietet schon die rein technische Seite dem selbst eingearbeiteten Fachmann Schwierigkeiten, so ist die zweite Voraussetzung, um hier ein Wort mitsprechen zu können, das notwendige Wissen. Kenntnis der Patrologie, der Heiligen Schrift, der Liturgie, um nur einige Wissensgebiete genannt zu haben, ist unbedingt erforderlich. Dazu kommt die ermüdende Kleinarbeit der Durcharbeitung und Verzettelung der verschiedensten Codices und Autoren, die in etwa den christlichen Zeitraum bis zur Durchführung der karolingischen Reform einschließt.

War auch die Kriegszeit glücklich überstanden, die allerdings den betreffenden Forschern in der Bergung des Materials manches Kopfzerbrechen bereitet hatte, so waren nach Kriegsende noch andere, neue Schwierigkeiten zu bewältigen; vor allem war die Finanzfrage zu lösen, ohne die eine Veröffentlichung gar nicht möglich ist. Diesen sich bietenden Schwierigkeiten zum Trotz erschien 1949 die Sigilliste der erfaßten Handschriften und Kirchenväter mit ihren Werken, deren Umfang selbst Fachwissenschaftler in Erstaunen setzte. Gleich darauf erschien der erste Faszikel der *Genesis*, die im kommenden Jahr beendet werden dürfte. Zur ideellen und materiellen Unterstützung dieses Unternehmens wurde eine gemeinnützige Stiftung geschaffen, so daß die finanztechnische Sorge in etwa gelöst ist. Fernerhin wurde, um einer weiteren Gefahr der Vernichtung des hier gesammelten einmaligen VL-Materials vorzubeugen, das gesamte Werk auf Mikrofilm aufgenommen, um wenigstens so die Gewähr einer Sicherstellung jahrzehntelanger Arbeit zu besitzen.

„Dieses bedeutende Quellenwerk wird, wenn erst einmal alle Möglichkeiten erkannt sind, zu einem unentbehrlichen Instrument für Theologen, Patristiker, Liturgiker, Historiker und Philologen werden“ schreibt einmal der Herausgeber P. Bonifatius Fischer selbst.

So gilt, nachdem diesen beiden großen wissenschaftlichen Unternehmen genügend Aufmerksamkeit geschenkt wurde, auch hier, was allgemein von benediktinischer Arbeit gesagt werden kann, daß sie wahre Mönchsarbeit ist, die nicht auf ins Auge springende Erfolge zielt, sondern einzig und allein einem gesteckten Ziel mit aller zur Verfügung stehenden Kraft zustrebt, mögen selbst Jahrzehnte darüber vergehen. Es ist jener Geist des „*Ora et labora*“, in dem jene benediktinischen Glaubensboten auszogen, um unserem Vaterland das Christentum zu bringen und Kulturarbeit zu leisten.

## Die Veringer Votivtafel

*Von Ernst Baur*

Mancher, der überm Ölberg in der Kapelle zu Veringen an der Lauchert die Inschrift liest „Im Auftrag einer Kompanie des Römisch-Kaiserlichen Kürassierregiments anno 1704 renoviert und neu aufgemalen“, denkt voll andächtiger Rührung der guten alten Zeit, da selbst aus rauen Soldatenherzen so edelfromme Stiftungen erwuchsen. Doch gilt auch hier das Wort, daß nicht alles Gold ist, was glänzt, und vermeldete Guttat hat eine ziemlich absonderliche Ursache:

Keiner nämlich der hundert Reiter, die unter dem Hauptmann Franz Xaver von Hornstein einen Winter lang im schwäbischen Städtlein Quartier bezogen, kannte Kirchen anders denn von außen, und obschon der Name Gottes und seiner Heiligen ihren Reden Farbe und Würze gab,

schmeckten dieselben so wenig nach Gebet wie ihr Wandel nach Sittsamkeit. Man lag zwar in Freundesland zum Schutz wider streifende Marodeure aus jenen jahrelangen Händeln, die Habsburg mit dem gierigen Franzosenkönig um die spanische Erbschaft durchfocht, und hatte davon gewisse Verpflichtungen, zumal beim Einzug feierlich gute Ordnung zugesichert war und jeglicher Aufwand über Verköstigung und Obdach hinaus in blanker Währung bezahlt werden sollte. Allein es herrschte in diesen Zeitläufen beim Soldaten noch die Meinung, Bürger und Bauern seien inferiore Subjekte, geschaffen, dem Wehrstand mit ihrer Hände Arbeit und gelegentlich auch ihren Weibern die Weile zu vertreiben; und so lebten die Kürassiere einen fetten Tag mit Fressen und Humppenschwingen und Spielen und zogen sich nicht das Geringste ab, als die Beutel leer und das letzte Beutestück an fahrende Händler verschachert war. So oft aber ein Veringer sich schwerhörig zeigte, einen Krug zu zapfen,

ehe der vorige bezahlt sei, schworen die bärtigen Kerle bei Himmel und Hölle und ihrer untadeligen Reiterehre und schickten die trotzdem Zaudernden zu ihrem Hauptmann, der lachend jede Bürgschaft übernahm.

Er war selbst nach etlichem Probieren nebst dem rotbäckigen Kornett der Kompanie im Engel abgestiegen, weil Stuben und Küche dort am besten schienen, und hatte eine regelrechte Mast begonnen, insonderheit der Dienst bequem und von Feinden weit und breit nichts zu spüren war. Alle Mittag ließ der Freiherr genießerisch auftragen, was Stall und Wald und Bach abwechselnd boten, und trank dazu, wieviel eine ausgepichte Soldatengurgel immer schlucken kann. So kam es, daß an Dreikönig sein letzter Gulden auf dem Eichentisch klimperte, wie die Mannschaft den ihren schon um Martini vertan hatte. Doch gleich dieser dachte auch der Hauptmann keinen Augenblick, sich darum einzuschränken, und der Wirt sah allmählich trübe nach der Schenkentür, deren Felder die Kreidestrüche kaum mehr faßten. Noch größere Sorge freilich bereitete ihm die Tochter, mit der, ungeachtet aller Wachsamkeit, der Kornett ein Verhältnis angesponnen hatte, unter dem Vorwand, sie zu heiraten. So ungewisse Aussicht auf einen Schwiegersohn dünkte den Biedermann ein magerer Trost, wie honigüß auch seinem Weib Tressen und Federhut eingehen mochten.

Als nun der Schnee auf den Hängen schmolz und am Bachrand die gelben Dotterblumen den Lenz kündeten, fing die bis dahin träge Gesellschaft an sich zu regen. Sie striegelten die Gäule, die von der langen Stallrast rundbüchig und steif geworden waren, und führten sie täglich am Halfter im Trab die Gassen auf und nieder.

Das sei bloß zur Vorsicht und für alle Fälle, schnitt der Hornstein seinem Gastgeber die mißtrauische Frage ab. Niemand denke an Aufbruch; des zum Zeichen solle dieselbe Stunde noch das größte Faß Bier angeschlagen werden, das im Keller liege, weil er die Kompanie wieder einmal freihalten wolle.

Aber in der nächsten Frühe scheuchte helles Trompetensignal den Engelwirt aus dem Schlaf. Augenblicklich die Wahrheit erratend, stürzte er in Hemd und Hose vor die Kammer und sieht eben die beiden Offiziere voll gerüstet die Treppe herunterstapfen.

„Euer Gnaden!“ sagt der Mann hastig und beugt gleichwohl den Rücken in geziemendem Respekt, „Euer Gnaden! Vergeßt nicht, was Ihr schuldig seid!“

„Platz, Lümmel!“ herrscht der Freiherr, mürrisch von so ungewohnt zeitigem Aufstehen.

„Nicht eher, als bis die Rechnung beglichen ist!“ Langsam steift sich der Nacken des andern; die schwielige Faust umkrampft das Geländer, daß es in allen Fugen knackt.

„Zum Teufel mit Ihm, potz Türken! Muß Er Prügel haben?“ wettert der Edelmann. „Jetzt gilt's kaiserlichen Dienst, sonst nichts!“

„Herr, ich hab Euer Ehrenwort.“ Grollend schwillt die Stimme. „Ihr werdet nicht eidbrüchig werden wollen. Und der da neben Euch –“ die Anklage gegen den Fähnrich zerbricht unter gurgelnden Flüchen; denn der von draußen kommende Bursche des Hornstein hat auf seinen Wink den Wirt am Ledergurt gepackt und zerrt ihn rückwärts, daß dieser, an der Schwelle stolpernd, die zwei Stufen hinabrollt in den Hof bis zum Rand der Dunglege, die stattlich wie eine Bastion geschichtet war.

Doch schnell erstarbt den Soldaten das kollernde Gelächter: katzengleich ist der Zerschundene auf die Füße gesprungen, faßt nach der dreizinkigen Furke, die vom Abend vorher im Mist stak, und rennt zornglühend gegen die drei Männer los. Das Pistol des Kornetts versagt; sie können kaum die Tür zwischen sich und den Wütenden bringen, die den Stoß knirschend abfängt.

Inzwischen klappert schon nahe schwerer Hufschlag über das Pflaster; zu zweien aufgeschlossen, reitet ein Trüpplein Kürassiere um die Ecke. Da läuft der Engelwirt in die Gasse, mit berstenden Schreien seine Gabel zu den Nachbarn hin schwingend, die gerade die Morgenarbeit beginnen: „Feindio! Feindio! Her, Brüder! Veringer helft!“

Und so heiß schwärzt damals noch im Bauernblut alle seit Generationen erlittene Marter und Not und Demütigung, daß nicht einer zögert oder nach dem Grund des Zwistes fragt. Dreschflegel, Sensen, langgestielte Äxte, was jedem zunächst liegt, wird zur Waffe. Ehe die Fremden recht begreifen, wem die Empörung gilt, und den Pallasch aus dem Sattelgehenk reißen können, steigen ihre Gäule vor dem tobenden Ansturm, brechen rückwärts aus oder jagen mit den verwirrten Reitern ziellos dahin und dorthin, ähnlichen Durcheinander in die nächsten Rotten tragend. Die Aufrührer aber, wie ein Gießbach jäh angeschwollen, verstellen den Flüchtigen fuchtelnd und brüllend den Weg und treiben sie in enge Winkel.

Kaum Minuten noch fehlten bis zum letzten Kampf und fürchterlichen Blutbad, das für die kleine Landstadt von den verderblichsten Folgen gewesen wäre, als der Pfarrer Rieger auf dem Gang zur Frühmesse in den verwilderten Haufen seiner Schäflein gerät und sich mit beweglichen Worten unter Hinweis auf eine Reichsexekution zum Vermittler anbietet. Ohne Mühe gelingt es ihm, den noch immer schlitternd hinter verschlossenen Türen hockenden Freiherrn von Hornstein zur Schadenersatzleistung zu bestimmen. Zehn Pferde mußten als Pfand bis zur Bezahlung der dreihundertfünfzig Gulden den Bürgern verbleiben. Um die der Engelwirtstochter angetane Schmach zu sühnen, erklärt man sich nach manchem Hin und Her auf des Geistlichen Vorschlag zu einer frommen Stiftung bereit.

Also ist der Name der Römisch-Kaiserlichen Kürassierkompanie bis zum heutigen Tage mit einer heiligen Sache verbunden geblieben, nicht viel anders als der des Pontius Pilatus mit dem Credo.